



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2012

---

## **Gemeinsam nicht allein sein: Die Alters-Wohngemeinschaft**

Niederhauser, Rebecca

**Abstract:** Gegenwärtig entwickeln sich neue gemeinschaftliche Wohnformen für das Alter(n). Sie sind Ausdruck eines sich verändernden Alter(n)s, das die demographisch bedingte neue Lebensphase des jungen Alters hervorbringt. Am Beispiel der Alters-Wohngemeinschaft zeigt dieser Artikel auf, inwiefern die WG als neue Wohnform verräumlichte Antwort auf die neue Lebensphase des jungen Alters sein kann. Wohnen wird dabei als kulturell bedingtes Sein im Raum verstanden. Im Zentrum der Analyse steht deshalb die Frage nach der kulturwissenschaftlichen Erfrag- und Beschreibbarkeit des Wohnens zwischen Raumdiktat und kreativer Rauman eignung. In qualitativen Leitfadeninterviews mit in WGs wohnenden Menschen in der Lebensphase des jungen Alters wird nach Motiven, nach Raumgefügen, nach Funktions- und Handlungszuweisungen einzelner Räume, nach Einrichtungsmustern sowie nach Organisationsformen innerhalb der Wohnräume gefragt.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-67462>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Niederhauser, Rebecca (2012). Gemeinsam nicht allein sein: Die Alters-Wohngemeinschaft. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 108(2):209-217.

## **Gemeinsam nicht allein sein: Die Alters-Wohngemeinschaft**

Rebecca Niederhauser

### *Abstract*

Gegenwärtig entwickeln sich neue gemeinschaftliche Wohnformen für das Alter(n). Sie sind Ausdruck eines sich verändernden Alter(n)s, das die demographisch bedingte neue Lebensphase des jungen Alters hervorbringt. Am Beispiel der Alters-Wohngemeinschaft zeigt dieser Artikel auf, inwiefern die WG als neue Wohnform verräumlichte Antwort auf die neue Lebensphase des jungen Alters sein kann. Wohnen wird dabei als kulturell bedingtes Sein im Raum verstanden. Im Zentrum der Analyse steht deshalb die Frage nach der kulturwissenschaftlichen Erfrag- und Beschreibbarkeit des Wohnens zwischen Raumdiktat und kreativer Raumaneignung. In qualitativen Leitfadeninterviews mit in WGs wohnenden Menschen in der Lebensphase des jungen Alters wird nach Motiven, nach Raumgefügen, nach Funktions- und Handlungszuweisungen einzelner Räume, nach Einrichtungsmustern sowie nach Organisationsformen innerhalb der Wohnräume gefragt.<sup>1</sup>

Die von den Bevölkerungswissenschaften diagnostizierte doppelte demographische Alterung und deren (ungeheuerliche) Interpretationen haben dem Alter(n) zur wissenschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und medialen Omnipräsenz verholfen. Die Tatsache, dass nicht nur immer mehr Menschen alt werden, sondern diese zusätzlich immer älter werden, hat zur Heraufbeschwörung von quantitativ bedingten Altersapokalypsen geführt, aber auch dazu, dass sich das Alter qualitativ pluralisiert hat und sich gegenwärtig zum multiperspektivischen Terminus entwickelt. Nicht mehr nur defizitäre, kranke, demente und pflegebedürftige Bilder des Alters prägen die Berichterstattung. Vielmehr kursieren immer häufiger Bilder von aktiven, vitalen, gesunden Alten. In diesem Kontext ist ein neues Alter am Entstehen, das sogenannte *junge Alter* – eine Lebensphase, die in der Gerontologie als nachfamiliäre, um den Stichtag der Pension gruppierte und oft durch die Trennung vom Partner, von der Partnerin geprägte Zeit der späten Freiheit charakterisiert wird.<sup>2</sup>

Dieses junge Alter, so die These, braucht neue Wohnformen.<sup>3</sup> Die *Alters-Wohngemeinschaft*, kurz WG, ist eine Möglichkeit, die derzeit zum Medienliebbling zwischen Voyeurismus, Exotik und 68er-Nostalgie avanciert. Jenseits des Medienrummels skizzieren die folgenden Ausführungen die Alters-WG als Wohnform für das junge Alter. Am Beispiel der Alters-WG soll aufgezeigt werden, inwiefern ein neues Alter neue Wohnräume braucht. Zugleich und damit zusammenhängend soll diskutiert werden, inwiefern die Kategorie des Raumes eine theoretische und empirische Herangehensweise an eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Wohnkulturforschung<sup>4</sup> sein kann.

Zunächst muss es deshalb darum gehen, den Begriff des Wohnens mit demjenigen der Kultur und des Raumes zu verknüpfen. Wohnen ist das kulturell bedingte Sein – das Denken, Sprechen, Handeln, Bewegen und Materialisieren – im Raum. Im Kontext der These, dass das Wohnen in der WG Ausdruck der neuen Lebens-

phase des jungen Alters sei, adaptiert dieser Wohnbegriff einen im Foucault'schen Sinne machtdurchdrungenen Kulturbegriff, der in Anlehnung an die *Cultural Studies* um das Alltägliche, das heisst um die Kultur der Alltagspraxis, ergänzt wird und eine akteurzentrierte Perspektive einnimmt. Diese Verknüpfung erlaubt es, Wohnkultur als gesellschaftlich determiniertes und zugleich kreativ angeeignetes und veränderbares Beziehungsgeflecht zwischen Menschen, Räumen und Stofflichkeiten zu fassen. In diesem Sinne definiert auch Elisabeth Katschnig-Fasch das Wohnen, das sie als kulturellen Ausdruck versteht:

«In den Wohnformen manifestiert sich der gesellschaftliche Zustand, sein Wandel, seine Ideologie, seine Machtstruktur – quasi in seiner innersten Bastion. Hier manifestieren sich aber auch die Antworten der Menschen als ihre autonome kulturelle Kraft und ihr soziokultureller Ort.»<sup>5</sup>

Inwiefern sich dieses kulturelle Wechselspiel von machtdurchtränktem Diktat und autonomer Kreativität in den Räumen des Wohnens spiegelt, ist Inhalt der folgenden Ausführungen.

### **Zwischen Diktat und kreativer Aneignung**

Wohnungen sind zunächst in einer bestimmten Weise angeordnete, leere Räume. Eine Leere, die von den Wohnenden angeeignet werden muss. Raumstrukturen sind aber auch jene Elemente, die den Wohnenden vorgegeben sind. Dieses Vorgegeben-Sein bestimmt über die Wohnenden ebenso, wie diese über die Räume bestimmen. «Räumliche Bedingungen sind nicht nur Möglichkeit der Entfaltung, sie sind auch Ort der Kontrolle und der Beschneidung.»<sup>6</sup> Dementsprechend sind die einzelnen Räume in ihrer Anordnung bereits in den papierernen Grundrissen der Architektinnen und Architekten entlang ihrer Funktionsbestimmung bezeichnet. Diese funktionale Anordnung der Räume bestimmt die Möglichkeiten der Einrichtung und organisiert respektive normiert eine bestimmte Form des Zusammenlebens, aber auch das Tun – das heisst die Handlungen und Bewegungen – der Wohnenden.<sup>7</sup>

Wie diese Räume angeordnet sind, wie sich die Grundrisse und mit ihnen die Raumstrukturen der Wohnungen gestalten, ist kulturell determiniert. Wohnstrukturen sind immer «Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen»<sup>8</sup>. Im historischen Verlauf hat sich das bürgerliche – das heisst das familienzentrierte – Wohnen zum Wohnleitbild manifestiert. Bis heute orientieren sich die Grundrisse an der bürgerlichen Kleinfamilie, die seither – trotz längst bröckelnder Fassade – kaum an Wirkmächtigkeit eingebüsst hat.<sup>9</sup>

Die Wohnform der bürgerlichen Kleinfamilie zeichnet sich zunächst durch die Hinwendung zum Privaten bei gleichzeitiger Repräsentation nach aussen aus. Die Wohnungen sind in einen öffentlichen und in einen privaten Bereich unterteilt. Die öffentlich-repräsentativen Räume sind vorderseitig respektive im Erdgeschoss angeordnet und gross, während die entweder durch Intimität tabuisierten oder

durch Arbeit deklassierten privaten Räume durch die rückseitige Anordnung beziehungsweise durch die Verlagerung ins Obergeschoss der Öffentlichkeit vor-enthalten werden und klein sind. Weitere bipolare Zuweisungen wie die Unterscheidung zwischen einem Tag- und Nachtbereich, einem Wohn- und Wirtschaftsbereich oder einem Gemeinschafts- und Individualbereich sind möglich.<sup>10</sup> Damit sind Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche und Sanitärbereich noch immer die im Grundriss definierten Räume. Diesen sind eindeutige, meist monofunktionale Nutzungen zugewiesen. Die Räume disziplinieren das Verhalten der Bewohnerinnen und Bewohner und normieren die Einrichtung.

Formen des Zusammenwohnens, die von diesen familienzentrierten Vorstellungen abweichen, werden in den räumlichen Strukturen der Grundrisse meist nicht berücksichtigt. Für alternative Lebensweisen werden keine alternativen Wohnmodelle angeboten.<sup>11</sup> Dennoch, trotz der anhaltenden Dominanz der Familienarchitekturen, gibt es in Zeiten gesellschaftlicher Reformen immer wieder Versuche, alternative Grundrisse zu entwerfen. Es sind Versuche, der Pluralisierung der Gesellschaft, die sich in alternativen Wohnweisen manifestiert, gerecht zu werden.<sup>12</sup> In diesem Kontext muss die WG als alternative Wohnform eingeordnet werden. Als neue Wohnform für ein neues Alter kann sie als Zeichen dafür gelesen werden, dass sich die Gesellschaft demographisch bedingt verändert und sich das Alter neu definiert. Die Alters-WG als neue Wohnform ist eine Verräumlichung der neuen Lebensphase des jungen Alters.

### **Wohnkulturforschung jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie**

Um die Wohnkultur theoretisch und empirisch erfrag- sowie beschreibbar zu machen, müssen Bedeutungsrelationen hergestellt und ein methodisches Instrumentarium erarbeitet werden. Die auf die Familie fokussierte Wohnkulturforschung und deren Fragestellungen können nur bedingt für die WG nutzbar gemacht werden – insofern, als Fragen nach Räumen, Gegensatzpaaren des Raumgefüges, Stofflichkeiten/Materialisationen und Handlungen/Bewegungen auch für die Wohnform der WG sinnvoll erscheinen, zugleich aber die gewohnten Fragemuster aufgebrochen werden müssen, um für die WG in neuer Zusammensetzung fruchtbar gemacht zu werden. Sechs Punkte erscheinen dabei zentral:

Als Erstes stellt sich die Frage nach den Motiven, in eine WG zu ziehen. Zweitens soll der Grundriss, das Raumgefüge der WG eruiert werden. Sodann kann drittens nach den Funktionszuweisungen der einzelnen Räume gefragt werden. Viertens ist die Frage nach den Einrichtungsmustern und -stilen zentral. Fünftens sollen Handlungen und Bewegungen innerhalb des Raumgefüges untersucht werden. Und schliesslich muss sechstens nach den Organisationsformen gefragt werden.<sup>13</sup>

Entlang dieser sechs Punkte einer möglichen Wohn-Triade von Räumen, Stofflichkeiten/Materialisationen und Handlungen/Bewegungen sollen im Folgenden

ausgewählte empirische Einblicke in die Alters-WG gegeben werden. Die Auswahl verläuft dabei – den theoretischen Vorüberlegungen folgend – entlang des Raumes. Es sind dies die Ergebnisse von sieben qualitativen Leitfadeninterviews und mehreren teilnehmenden Beobachtungen, die entlang des «zirkulären Dekonstruierens»<sup>14</sup>, das sich an die *Grounded Theory* und die *Qualitative Inhaltsanalyse* anlehnt und sich zwischen Induktion und Deduktion bewegt, ausgewertet wurden. Dabei sollen auch die Interviewten, sieben Frauen und ein Mann in der Lebensphase des jungen Alters, zu Wort kommen. Allen Interviewten gemeinsam ist, dass sie sich durch einen reflektierten Wohnungs- und Wohnformenwechsel aktiv mit der Lebensphase des jungen Alters auseinandersetzen und sich mit dem Einzug in die WG, der einem *Übergangsritus*, wie ihn Arnold van Gennep definiert hat,<sup>15</sup> gleichkommt, in ihre neue Lebensphase begeben haben.

### Die Lebensphase des jungen Alters oder der Entscheid gegen das Alleinsein

Zunächst stellt sich die Frage nach den Motiven, in eine Alters-WG zu ziehen und sich damit gegen eine gesellschaftlich tradierte und normierte sowie kulturell gefestigte Wohnform zu entscheiden. Die WG als Wohnform für das junge Alter kontextualisiert sich zwischen institutionalisiertem Lebenslauf und individueller Biographie. Dem entspricht die Idee einer Wohnbiographie, deren Wohnformen sich entlang verschiedener Lebensphasen verändern. Folgt man der Logik der Wohnbiographie, braucht das junge Alter als neue Lebensphase eine neue Wohnform. Diese Wohnform finden die Interviewten in der WG.

Als Hauptgrund für die Wahl der WG als Wohnform nennen alle Interviewten die Angst vor dem Alleinsein – die der Lebensphase inhärente Pension, die Trennung vom Partner, der Partnerin und das Wegziehen der Kinder. Klaus Ritter<sup>16</sup> erzählt:

«Ich finde, es hat etwas, was sehr entscheidend ist. Ich würde es jetzt vielleicht unter dem Stichwort Isolation nennen. Wenn man Familie hat, dann ist man zwangsläufig immer in Kontakt, auch nach aussen [...]. Wenn man im Erwerbsleben ist, ist man sehr viel in Kontakt. Also schon beruflich. Und man hat auch einen grossen Bekanntenkreis. Und wenn man im Alter, die Kinder fliegen aus, der Partner, die Partnerin stirbt. Man ist alleine. Mag vielleicht auch nicht mehr so. Auch am Abend mag man nicht mehr so ausgehen. Der Bekanntenkreis wird auch kleiner. Da ist eine gewisse Gefahr von Isolation ganz sicher da. [...] Und die Isolation, glaube ich, das ist schon etwas, das, ja, was das Alter dann einengt oder die Lebensqualität verringert. Und hier [in der WG, d. V.], in dieser Situation ist die Isolation natürlich gar nicht möglich.»

Das Hauptmotiv des Wohnens in der WG ist folglich das Nicht-allein-Sein, das Zusammen-Sein. Jenseits der Familie braucht dieses Gemeinsame aber neue Definitionen, welche die Interviewten zu leisten haben. WG bedeutet zunächst, den Wohnraum mit anderen zu teilen. Doch verbirgt sich dahinter mehr. Gemeinsam wohnen bedeutet für die Interviewten zum einen, gemeinsam den Haushalt zu erledigen, gemeinsam zu essen und miteinander Zeit zu verbringen, Gespräche zu

führen und Aktivitäten nachzugehen. Gemeinsam bedeutet zum anderen aber auch, in die Gemeinschaft zu investieren. Und schliesslich bedeutet es immer auch, allein sein zu können, selbstständig zu sein. Gemeinsam wohnen ist immer eine Nähe auf Distanz.

### **Zwischen Nähe und Distanz: Spezialisierte Gemeinschaftsräume und multifunktionale Privatzimmer**

Als nächstes muss nach den Grundrissen, den Raumgefügen gefragt werden. WGs brauchen Grundrisse, die sowohl Gemeinschaftsräume beinhalten, als auch jedem Mitbewohner, jeder Mitbewohnerin private Zimmer zugestehen und die im sanitären Bereich als auch in der Küche eine entsprechende Infrastruktur zur Verfügung stellen. Damit zusammenhängend muss nach dem Raumgefüge zwischen Öffentlichkeit und privater Gruppe, aber auch zwischen Gruppenöffentlichkeit und privater Intimsphäre gefragt werden. Daran anschliessend ist einerseits nach den Funktionszuweisungen, den Einrichtungsmustern und -stilen zu fragen. Und schliesslich muss andererseits nach den räumlich bedingten Handlungen und Bewegungen, dem Tun, gefragt werden.

In der Architektur der WGs spiegelt sich die Definition des Gemeinsamen zwischen Nähe und Distanz. Dementsprechend ist das Raumgefüge in allen WGs zunächst durch die Unterteilung in private Zimmer und Gemeinschaftsräume gekennzeichnet. Entgegen den Familienwohnungen, deren öffentlich-repräsentatives Wohnzimmer multifunktional zum Essen, Gäste-Empfangen, Fernsehen oder Spielen genutzt wird, zeichnet sich in der WG eine Spezialisierung ab. Die Gemeinschaftsräume unterteilen sich in der WG in verschiedene Räume, denen je eigene Funktionen zugewiesen werden: Es gibt Medienzimmer, Esszimmer, Bibliotheken oder Fernsehzimmer. Diesen Funktionen entsprechend sind die Gemeinschaftsräume eingerichtet und genutzt. Die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner verbringen gemeinsam Zeit in diesen Räumen, die Begegnungen finden hier statt und die gemeinsamen Gäste werden hier empfangen. Kristina Schwab erzählt:

«Gemeinschaftsräume haben wir drei zur Verfügung. Und diese haben wir aufgeteilt. Der eine ist das Esszimmer, das ist der grosse Raum. Und dann haben wir einen weiteren grossen Raum, in dem wir quasi das laute Gemeinschaftszimmer haben, das heisst, dort sind die Musikanlage und der Fernseher. Und dann haben wir noch das leise, wenn man sich zurückziehen möchte oder Ruhe haben möchte, das ist die Bibliothek. [...] Und eben, je nachdem, was man möchte, geht man da oder dort hin. Und das ist quasi das, was allen zur Verfügung steht.»

Dieser gemeinsamen Nutzung entsprechen die Einrichtungsstile der Gemeinschaftsräume, die dem Credo der demokratischen Gemeinsamkeit entsprechen. Dementsprechend ist die Einrichtung der Gemeinschaftsräume immer ein Kompromiss. Ulrike Meyer beschreibt die Einrichtung der Gemeinschaftsräume wie folgt:

«Die haben wir eigentlich gemeinsam eingerichtet. [...] Und wenn jetzt jemand Neues kommt, dann sagen wir immer, also wenn du das Gefühl hast, das könnte man anders, so, dass sie sich auch einbringen können. Probieren, dass sie quasi auch ihre Zeichen setzen können. [...] Und dann haben wir jeweils geschaut, wollen wir das so lassen oder wollen wir etwas verändern. So ist es eigentlich in den öffentlichen Räumen gegangen. Und die Abmachung ist auch, wenn man etwas anders möchte oder verändert, dann muss man es sagen und dann muss man darüber diskutieren. Und es sollten eigentlich alle einverstanden sein. In den eigenen Räumen kann man machen, was man will.»

Im Gegensatz zu den Gemeinschaftsräumen sind die privaten Zimmer nur für die jeweiligen Besitzerinnen und Besitzer zugänglich. Vergleicht man die Funktionszuweisungen der Privatzimmer mit denjenigen der Familienwohnung, können auch hier Parallelen gezogen werden. Denn in den Privatzimmern, sofern den Interviewten zwei zur Verfügung stehen, wiederholt sich die Grundstruktur des Raumgefüges, das die Wohnung in einen repräsentativ-öffentlichen und in einen privat-intimen Bereich unterteilt. Die privaten Zimmer werden in ein privates Schlafzimmer und in ein halböffentliches Wohnzimmer aufgeteilt. Dabei ist ihnen aber jeweils eine weitere Funktion zugeschrieben, diejenige des Arbeitszimmers. Die Privatzimmer unterteilen sich in einen gänzlich privat-intimen Bereich, der sich in demjenigen Zimmer befindet, in dem der Schlafbereich liegt, und in einen halböffentlichen Privatbereich, der von den Interviewten als Wohnzimmer bezeichnet wird und der auch dem Empfang privater Gäste dient, wobei der Arbeitsbereich einem der beiden Zimmer angegliedert ist. Sie sind damit multifunktional, das heisst, in den zwei Zimmern findet sich die dreiteilige Struktur von Wohn-, Arbeits- und Schlafbereich wieder. Besitzen die Interviewten jedoch nur einen privaten Raum, so sind in diesem alle drei Funktionen in einem multifunktionalen Zimmer vereint.

Die Einrichtungen der Privatzimmer entsprechen ebenfalls den funktionalen Nutzungszuweisungen. Aufgrund der dem Einzug vorangehenden Reduktion des je eigenen Haushaltes sind sie bewusst gewählt und intensiv genutzt. Sie müssen als individuelle, persönliche Räume verstanden werden – auch wenn sich in den Einrichtungen- und Nutzungszuweisungen Muster abzeichnen. Barbara Stamm erzählt von der Einrichtung ihres Schlaf- und Arbeitszimmers:

«Ich wollte einen riesigen, schönen Kasten behalten. Ich habe ein grosses Zimmer, also passt der Kasten rein. Ich habe genau gewusst, welches Bett ich will, dass ich ein altes, von dem ich schon immer gedacht habe, das gefällt mir, so ein Schiff. Und dann noch so ein, so ein kleines Tischchen mit Lehnstuhl, um zu sitzen. Sehr bewusst gewählt. Dass ich dort wirklich arbeiten kann. [...] Ich habe ein schönes Pult. Und dann eine Sitzecke. Also für mich ist das ein ganz guter Ort.»

Damit ist das Raumgefüge innerhalb der WG komplexer als dasjenige einer Familienwohnung, da sich die den Räumen zugewiesenen Funktionen nicht in das Schema privat-intim versus öffentlich-repräsentativ unterteilen lassen, sondern weitere Differenzierungen durch die Unterteilung innerhalb der Wohnung in ganz öffentlich-repräsentative Gemeinschaftsräume und privat-intime sowie halböffentlich-halbrepräsentative Privatzimmer stattfinden.



Diese Unterteilung zeichnet sich im Raumgefüge derjenigen WG ab, die bereits in der architektonischen Planung als WG konzipiert wurde: Die auf Zwischentagen angeordneten Gemeinschaftsräume sind offen, während die Privatzimmer geschlossen sind. Die WG-Architektur wird dem Bedürfnis nach Nähe bei gleichzeitiger Distanz auch raumplanerisch gerecht. Auch in den Liegenschaften, die nicht als WG konzipiert wurden, wird versucht, dieser Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit nachzukommen. So befinden sich beispielsweise die Gemeinschaftsräume und die halböffentlichen Privatzimmer im Erdgeschoss, während die gänzlich privaten Räume im Obergeschoss angesiedelt sind.

### **Organisationsformen des Zusammenwohnens**

Das Zusammenwohnen jenseits tradierter Rollen verlangt schliesslich nach Neudefinitionen von Organisationsformen, die gemeinsam ausgehandelt, bestimmt und eingehalten werden. Diese Organisationsformen lassen sich zum einen in Begegnungen und zum anderen in Regeln sowie der Aufteilung von Aufgaben festmachen.

Redewendungen wie «ich muss mich absprechen, ich muss fragen» kennzeichnen die Erzählungen über das Zusammenleben in der WG. Eine erste Form der Organisation ist folglich die Kommunikation. Damit diese möglich ist, braucht es Begegnungen. Diese finden in den WGs in unterschiedlicher Form als organisierte Begegnungszeit statt. Möglichkeiten, Begegnungen zur Kommunikation zu schaffen, finden sich in gemeinsamen Mahlzeiten oder in Sitzungen. Johanna Niederer erzählt über das gemeinsame Mittagessen:

«Es hat hier eine Regel, dass man zusammen zu Mittag isst. Und das wird auch recht ausgedehnt gemacht. Das geht manchmal eineinhalb Stunden. Das ist etwas sehr Schönes. Mit Kaffee nachher und einem Glas Wein. Und dann werden dann nach dem Essen immer gewisse Sachen besprochen. Zum Beispiel, dass du kommst. Und das wird dann besprochen. Wollen wir das, wird gefragt. [...] Also von dem her ist das Mittagessen wichtig. Das haben wir immer zusammen.»

Und Carola Jaun erzählt von den Sitzungen:

«Und zu dieser Organisation kommt, dass wir eine monatliche WG-Sitzung haben. Die ist immer am 10. im Monat, damit wir nicht immer ein Datum suchen müssen. Man weiss, jeden 10. haben wir WG-Sitzung. [...] Das gehört auch noch dazu. Diese monatliche WG-Sitzung ist auch noch ein wichtiger Organisationsmoment.»

Eine andere Form der organisierten, verbindlichen Begegnung stellen die Rituale innerhalb der WG dar. Strukturieren und organisieren gemeinsame Mahlzeiten oder Sitzungen den Alltag, helfen Rituale, den eigenen Lebenslauf sowie den Jahreslauf innerhalb der WG zu strukturieren. Geburtstagsfeste, Weihnachtsfeiern oder der Frühlingsputz organisieren das Zusammenwohnen entlang des Jahres- und Lebenslaufs. Kristina Schwab erzählt:



«Wir machen immer einen Frühlingsputz. Den machen wir tatsächlich irgendeinmal im Frühling. Und das hat auch etwas Verbindendes. [...] Also als Ritual quasi ein gemeinsamer Arbeitstag. [...] Es dient ja dann uns selber, wenn alles wieder mal etwas à jour ist, so putzmässig.»

Neben der kommunikativen und rituellen Organisation braucht es für das Zusammenwohnen in der WG aber weitere Organisationsformen, die hauptsächlich die Haushaltsarbeit, das Putzen der Gemeinschaftsräume, das gemeinsame Essen und die Verwaltung der Haushaltskasse, aber auch Verhaltensregeln beinhalten. So ist beispielsweise die Aufgabenverteilung der Haushaltsarbeit in allen WGs auf einem Plan festgehalten.

### **Die Alters-WG in den Kulturwissenschaften? Ein Ausblick**

Die Alters-WG ist Ausdruck eines sich im Wandel befindenden und sich pluralisierenden Alter(n)sbegriffs. In diesem Kontext gehört sie – nebst der Siedlungs- und Hausgemeinschaft – zu den alternativen Wohnformen für die neue Lebensphase des jungen Alters. Sie reiht sich damit in die Logik der Wohnbiographie ein, ist eine Wohnform auf Zeit.

Dass sich die WG als Wohnform für das junge Alter noch nicht etabliert hat, die Interviewten gleichsam als Pioniere gelten und ihnen auch deswegen mediale Präsenz zuteil wird, liegt nicht zuletzt am fehlenden Wohnraum. Sich dieser Problematik zu widmen, ist unter anderem Aufgabe derjenigen, die sich beispielsweise dem Bauen von «Age-Friendly Cities»<sup>17</sup> verschrieben haben. Aufgabe der Kulturwissenschaften ist es hingegen, sich den Begriffen des *Alter(n)s* und des *Wohnens* in kulturanalytischer Manier zu widmen. Ziel muss es erstens sein, eine Wohnkulturforschung jenseits des Konstrukts der bürgerlichen Kleinfamilie zu etablieren. Ziel muss es zweitens aber auch sein, sich in die gerontologische Diskussion einzuschalten. Die Begründung einer Kulturgerontologie, die den Begriff des Alter(n)s in seiner Dekonstruktion in einen konstruktivistischen Plural zu überführen befähigt wäre, steht noch aus.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Der vorliegende Text ist im Rahmen meiner Dissertation mit dem Arbeitstitel «Kulturelle Verhandlungen von Alter(n) am Beispiel der Wohngemeinschaft» entstanden.
- <sup>2</sup> Vgl. Höpflinger, François: Wandel des Alters – neues Alter für neue Generationen. Online als PDF verfügbar unter: <http://www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1.html> (Abrufdatum: 20.03.12).
- <sup>3</sup> Mit neuen Wohnformen im Alter haben sich in der Schweiz u. a. folgende Studien befasst: Höpflinger, François: Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Zürich: Seismo 2004; Höpflinger, François: Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter. Zürich: Seismo 2009; Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel, Boston und Berlin: Birkhäuser 2008.
- <sup>4</sup> Zu einer volkswissenschaftlichen Wohnkulturforschung vgl. u. a.: Tränkle, Margret: Wohnkultur und Wohnweisen. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1972; Kanacher, Ursula: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850–1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie. Frankfurt a. M.: R.G. Fischer 1987; Projektgruppe Göttingen: Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dingeaneignung. In: Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission «Frauen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde». Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1992 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 10), 108–130; Bellwald, Waltraut: Wohnen und Wohnkultur. Wandel von Produktion und Konsum in der Deutschschweiz. Zürich: Universität Zürich, Volkskundliches Seminar 1996; Katschnig-Fasch, Elisabeth: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien, Köln und Weimar: Böhlau 1998; Omahna, Manfred: Wohnungen und Eigenräume. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2005.
- <sup>5</sup> Katschnig-Fasch 1998, 20.
- <sup>6</sup> Katschnig-Fasch 1998, 83.
- <sup>7</sup> Vgl. Omahna 2005, 112.
- <sup>8</sup> Kanacher 1987.
- <sup>9</sup> Vgl. Kanacher 1987, hier Kapitel «Wohnen im Wandel. Untersuchungszeitraum 1850–1918», 72–136.
- <sup>10</sup> Vgl. Kanacher 1987, hier Kapitel «Wohnen im Wandel. Untersuchungszeitraum 1850–1918», 72–136.
- <sup>11</sup> Vgl. Bellwald 1996, 27.
- <sup>12</sup> Vgl. Omahna 2005, 115.
- <sup>13</sup> Vgl. Projektgruppe Göttingen 1992, 110–112.
- <sup>14</sup> Jaeggi, Eva, Angelika Faas und Katja Mruck: Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. Online als PDF verfügbar unter: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2004/291/> (Abrufdatum: 20.03.12).
- <sup>15</sup> van Gennep, Arnold: Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a. M. und New York: Campus 1999 (1981).
- <sup>16</sup> Alle Namen der Interviewten sind anonymisiert.
- <sup>17</sup> Vgl. Age friendly cities: Online abrufbar unter: [http://www.who.int/ageing/age\\_friendly\\_cities\\_network/en/index.html](http://www.who.int/ageing/age_friendly_cities_network/en/index.html) (Abrufdatum: 20.03.12).